

Ein biographischer Glückwunsch an Martin Stöhr zum 80. Geburtstag

Hans-Gerhard Klatt und Karl-Heinz Dejung

„Die Gebote Gottes sind noch nicht erfüllt!“

Stöhrs ökumenische Vision ist, dass jedes Kirchenleitungsmitglied in einer engagierten Gruppe mitarbeitet und jedes ökumenisch engagierte Gruppenmitglied zugleich Verantwortung in klassischen Strukturen der Kirche zu übernehmen bereit ist.

Ob er ein guter Kirchenpräsident geworden wäre? Viele hatten auf Martin Stöhr, den Direktor der Evangelischen Akademie in Arnoldshain, gehofft. Gradlinig und theologisch-politisch entschieden, wie Martin Niemöller das Amt des Kirchenpräsidenten in der hessen-nassauischen Kirche geprägt hatte, aber in Gegensatz zu jenem in keiner Weise autoritär. Vielmehr ein Mann der Basis, das zeichnete den Kandidaten Martin Stöhr bei der Synodenwahl im Dezember 1984 aus. Er stand für den Aufbruch, der vom Ökumenischen Rat der Kirchen in Vancouver 1983 mit dem Aufruf zum „Konziliarer Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ auf die Tagesordnung gesetzt worden war. War die Zeit reif dafür, einen solchen Aufbruch nicht nur „von unten“ zu gestalten, sondern auch in den Leitungspositionen zu verankern? War sie reif für Stöhrs ökumenische Vision, dass jedes Kirchenleitungsmitglied in einer engagierten Gruppe mitarbeitet und jedes ökumenisch engagierte Gruppenmitglied zugleich Verantwortung in klassischen Strukturen der Kirche zu übernehmen bereit ist?

Martin Stöhr wusste, dass von ihm mehr erwartet wurde, als seinen engagierten Freundinnen und Freunden Spielräume und seinen eigenen Positionen Gewicht in der Kirche zu verschaffen. Verantwortung für die gesamte Kirche, das Mitnehmen aller Gemeinden auf den Weg, war gefragt. Eine Position, die ihn oft auch zwischen die Stühle führen würde. Entsprechend plädierte er in seiner Bewerbungsrede für eine Vorstellung von Kirchenleitung, die Spannungen aushält und austrägt, die in der Kirche als „Leib Christi“ unausweichlich

sein. Kirchenleitung stehe nicht neutral über den Spannungen, sie sei nicht „von der christlichen Nachfolgefähigkeit beurlaubt“. Er mutete den Synodalen zu, dass er kein deutliches Bild der zukünftigen Kirche zeichnen konnte. Sie sei „Volkskirche im Übergang“, für deren Zukunft aber klar sei: „Meine Kinder werden eine andere Kirche erleben, als ich sie kennen, lieben und auch kritisieren lernete.“ Aber auch für sie sei die Vision Bonhoeffers einer „Kirche für andere“ leitend. Einer Kirche, die für alle da ist, aber nicht für alles. Weder Schiedsrichter noch stummer Hund in den Streitfragen der Gesellschaft, lebt sie den Grundsatz: „Die Schwächsten sind noch allemal der Testfall für die Menschlichkeit einer Gesellschaft und einer Kirche.“

Die Synode setzte auf Sicherheit und entschied anders: Mit deutlicher Mehrheit wurde Oberkirchenrat Helmut Spengler gewählt, nicht Martin Stöhr. Zum Nachteil hat ihm diese Niederlage nicht gereicht: Er hat mit der eigenen Bewerbung gezeigt, dass er seine hohen kirchentheoretischen Ansprüche auch selbst zu leben bereit ist. Und mit dieser Erfahrung im Gepäck konnte er seine Rolle als Sprecher der engagierten Gruppen im Gegenüber zur Kirchenleitung bewusster und überzeugender leben. Wie aber war er überhaupt zum Hoffnungsträger der kirchlichen Gruppenszene für eine Erneuerung der Kirche geworden?

Erwachsen geworden im Schatten der deutschen Geschichte

Martin Stöhr kommt aus einer hessischen Pastorenfamilie und wird am 30. August 1932 in Sing-

hofen im Taunus geboren. In einem Vortrag aus dem Jahre 1995 erzählt er, der stets sparsam mit seinen persönlichen Erinnerungen umgeht, frühe Kindheitsprägungen aus den Kriegsjahren. Als Zwölfjähriger entdeckt er 1944 zusammen mit Freunden im Wald einen abgeschossenen Piloten der englischen Luftwaffe. Er bekennt: „Ich sah den ersten Toten meines Lebens. In seinen Fingern hielt er das Foto seiner Frau und seiner Kinder. Wir waren ausgezogen, einen Feind zu suchen, gefunden hatten wir einen Menschen.“

Im Frühjahr 1946 begegnet er erstmals einem jüdischen Menschen im Haus der Großeltern. Der Großvater – des Englischen nicht mächtig – versucht auf Latein die Verständigung mit einem amerikanischen Offizier. Erst am Schluss, als Vertrauen gewachsen ist, wechselt das Gespräch ins Deutsche. Es stellt sich heraus, dass der Offizier ein aus Deutschland vertriebener jüdischer Flüchtling ist, für den seine Muttersprache durch die deutschen Verbrechen grundlegend verdorben ist. Im gleichen Jahr übernimmt sein Vater, Pfarrer der Bekennenden Kirche, die Leitung der nahe gelegenen „Scheuerner Heime“ für Behinderte. Diese Einrichtung der Inneren Mission stand von 1938 bis 1945 unter der Aufsicht der SS. Die Erzählungen von Heimbewohnern über Todestransporte ins nordhessische Hadamar konfrontieren ihn hautnah mit nationalsozialistischer Vernichtung in der unmittelbaren Umgebung seiner Kindheit. Diese frühen Erfahrungen bringen Fragen in das Leben des Heranwachsenden, die dieser nie mehr loswird. Später folgert er daraus eine für ihn zentrale hermeneutische Regel: Die Opfer in Vergangenheit und Gegenwart haben bei der Gestaltung der Zukunft einer Gesellschaft ein Mitbestimmungsrecht.

Martin Stöhr studiert Theologie in Mainz, Bonn und Basel von 1951 bis 1956. Besonders prägend wird die Bonner Studienzeit bei Hans Joachim Iwand. Er lernt bei ihm die Versöhnungsarbeit mit westlichen und östlichen Nachbarn, organisiert Zusammenkünfte mit Studierenden aus den Niederlanden und trifft im Hause Iwands den tschechischen Theologen Josef Hromádka. Vor allem lernt er kritisch auf die Heroen der Bekennenden Kirche zu schauen und ihr Scheitern im Verhältnis zum jüdischen Volk nicht zu verdrängen.

Im Studienseminar in Friedberg findet der junge Vikar 1957 in der Seminarsbibliothekarin Marie-Luise Schmidt seine Frau fürs Leben. Ein Spezialvikariat absolviert er für ein halbes Jahr



Martin Stöhr

1958/59 in Ostberlin, das Martin Niemöller und Kurt Scharf als Reverse-Programm ausgehandelt hatten. Ein Ämtertausch, der jedoch nur einmal von der DDR-Regierung genehmigt wird. Für ihn stellt sich seitdem die Frage, wie eine Christenheit aussehen kann, die ihren Minderheitenstatus ernst nimmt und nicht in die Vorstellungen einer Volkskirche oder gar einer konstantinischen Staatskirche zurück will. Seine ersten Schritte als Pfarrer im wirtschaftlich aufstrebenden Rhein-Main-Gebiet gewähren ihm Einblicke in die industrielle Welt, nicht zuletzt durch die Kontakte zur Gossner Mission und zum Pionier der kirchlichen Industriearbeit Horst Symanowski.

Mit nur 29 Jahren wird Martin Stöhr 1961 Studentenpfarrer an der Technischen Hochschule Darmstadt. Seit den Darmstädter Jahren wirkt er bis heute in der Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ des Deutschen Evangelischen Kirchentages mit. Ab 1965 ist er für fast 20 Jahre evangelischer Vorsitzender des „Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ und damit auch verantwortlich eingebunden in die Gestaltung der „Woche der Brüderlichkeit“ mit der Verleihung der „Buber-Rosenzweig-Medaille“. In diese Jahre fallen auch intensive ökumenische Kontakte – vor allem nach



Ein Grenzgänger, der kirchliche Ämter und Institutionen als Orte der Begegnung, des Austausches und des Streites zu nutzen weiß.

Osteuropa – und Begegnungen mit führenden marxistischen Theoretikern aus diesen Ländern. Dabei lernt er Protagonisten des „Prager Frühlings“ kennen, die einem „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“ verpflichtet sind. In diesen Jahren liegen auch die Anfänge seines Engagements gegen die Apartheid. Schon im Jahre 1966 experimentiert er in einem Supermarkt mit Boykottaktionen gegenüber Produkten aus Südafrika. Dass Veränderungen oft nur durch das Inszenieren von Konflikten in Gang kommen, praktiziert er schon, bevor Ernst Lange dieses zum Programm erhebt.

Dialog und Profil

Ab 1969 leitet Martin Stöhr für 17 Jahre die evangelische Akademie Arnoldshain, die – dem Erbe Martin Niemöllers folgend – sich in besonderer Weise den ökumenischen Herausforderungen stellt und mit der er durch manche Kooperation, wie die christlich-marxistischen Studententagungen, vertraut war. Wie vieles in seinem Leben ist ihm, dem Eitelkeit und Ehrgeiz fremd sind, auch diese Aufgabe „zugefallen“. Was sich schon in den Darmstädter Jahren andeutet, wird hier offenbar: Stöhr ent-

wickelt sich zu einem Meister des Dialogs, zum Grenzgänger zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, gesellschaftlichen Milieus und Gruppen sowie vielfältigen Lebens- und Glaubensweisen. Ein Grenzgänger, der kirchliche Ämter und Institutionen als Orte der Begegnung, des Austausches und des Streites zu nutzen weiß. Kraft seiner Kompetenz und seiner Dialogfähigkeit muss er sich keine Angst um seinen „Job“ machen.

Dass solche Grenzgänge nicht zur Profillosigkeit führen, hat er in den Auseinandersetzungen im Kampf gegen die Apartheid bewiesen, in den seine Frau Marie-Luise auf ihre Weise eingebunden ist. Zusammen mit den Weggefährten Werner Simpfendorfer und Paul-Gerhard Seiz setzt er 1973 den Beschluss des Leiterkreises der Akademien durch, Befürwortern der Apartheid in der evangelischen Akademiearbeit kein Forum mehr zu bieten. Für sie – das „Ökumenetriumvirat“ – ist leitend, dass in gesellschaftlichen Konfliktsituationen ein überparteiliches Forum Parteinahme für den Status quo bedeutet und denen ein Forum verweigert, die in den herrschenden Diskursen keine Stimme haben. Ein für die deutsche Akademienlandschaft einmaliger Vorgang, der trotz massivem Widerstand über Jahre – nicht nur in Arnoldshain – durchgehalten wird.

Das Scheitern bei der Wahl zum Kirchenpräsidenten ist für Martin Stöhr kein großer Einschnitt. Doch nach 17 Jahren Akademie nimmt er Abschied von Arnoldshain. Lange genug haben seine Familie, seine Frau Marie-Luise und seine drei Kinder, die Isolation im Hintertaunus getragen und ertragen. Er wird 1986 auf eine Professur an der Universität-Gesamthochschule Siegen berufen, wo er – für Systematische Theologie zuständig – mit seinen Lebensthemen Schwerpunkte setzt: Dialog zwischen Christentum und Judentum, ökumenische Herausforderungen, Beziehungen zwischen den Religionen. Martin Stöhr ist damals nicht promoviert, geschweige denn habilitiert! Aber, so Johannes Rau, der damalige Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen: Dieser Grenzgänger, der die Fragen der Zeit auf die Bibel bezieht, ohne Gottes Wort an die Zeit anzupassen, passt ins Siegerland. Die Promotion erfolgt einige Monate später – ehrenhalber durch die Heidelberger Universität.

Martin Stöhr nutzt wissenschaftliche Arbeit und universitäre Spielräume dieser elf Jahre, um die Dialogarbeit zu intensivieren. Als Professor lebt

er nicht im Elfenbeinturm, sondern bleibt der Welt zugewandt, begeistert und prägt viele Studierende. Er schreibt – anders als viele Kollegen – keine Bücher, sondern gibt allenfalls Bücher heraus! Er arbeitet menschenbezogen, organisiert weiterhin Gesprächskreise und Tagungen, hält unzählige Vorträge. Nachdem er schon 1978 das Projekt „Studium in Israel“ gegründet hatte (Originalton Martin Stöhr: „Dieses Projekt hat viele Väter“), wirkt er von 1990 bis 1998 als Präsident des „International Council of Christians and Jews“, dessen Ehrenpräsident er bis heute ist.

Auch nach seinem offiziellen Abschied aus dem Berufsleben 1997 bleibt Martin Stöhr – mittlerweile mit seiner Frau Marie-Luise nach Hessen zurückgekehrt – ein gefragter Zeitgenosse und Zeitzeuge. In vielen Projekten, Initiativen und Gremien ist er zum Alters- bzw. Ehrenpräsidenten gereift. Als Redner bei Kundgebungen und Demonstrationen – für den Frieden und gegen Rechtsextremismus – bleibt er eine Person des öffentlichen Lebens. Aber auch neue Engagements tun sich auf. So ist er von 1997 bis 2012 Vorsitzender der „Martin-Niemöller-Stiftung“. In diesem Rahmen entwickelt er zusammen mit seiner Frau Marie-Luise ein Solidaritätsprojekt mit dem ukrainischen Dorf Peremoha, das im Zweiten Weltkrieg von den deutschen Besatzern dem Erdboden gleichgemacht wurde. Ein Großteil von dessen Einwohnern war zur Zwangsarbeit nach Reichsdeutschland verschleppt oder wegen angeblicher Kontakte mit russischen Partisanen erschossen bzw. erhängt worden. Im Sinne der Opfer die Zukunft gestalten – an diesem Werk zu arbeiten findet Martin Stöhr kein Ende.

Zwischen den Stühlen und über Grenzen hinweg

Der einfache Weg und die feste Verortung haben nicht Martin Stöhrs Lebensweg ausgemacht. Wie sollten sie auch, bei einem 1932 Geborenen, der sein Leben nicht auf Verdrängungen aufbauen will? Von zwei Grenzgängen soll nun ausführlicher die Rede sein, von den vielen Wegen über die Ost-West-Grenze, die Europa als Nachkriegsergebnis durchschnitten hat, und von den vielen Brücken zwischen Christentum und Judentum, die Martin Stöhr mitgebaut und überschritten hat.

Von der anderen Seite her denken

Es ist schon ein gewaltiger öffentlicher Druck, den Martin Stöhr und seine neun westdeutschen Stu-

dentenfarramtskollegen aushalten müssen, als sie im Juni 1961 zur Ersten Allchristlichen Friedensversammlung nach Prag fahren. Der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel ist der erste, der aus einem „evangelischen Unbehagen“ heraus meint, Kirchenleitungen auf die „sehr extremen politischen Gedankengänge“ einer „ganzen Reihe von evangelischen Studentenfarrern“ hinweisen zu müssen, die sich in „östliche Maßnahmen der psychologischen Kriegsführung“ einspannen ließen und junge Akademiker „zum Objekt kommunistischer Unterwanderung“ machten. Helmut Thielicke, der große theologische Wortführer aus Hamburg, wirft – unter der reißerischen Überschrift „Sind die Studentenfarrer die ‚Fünfte Kolonne der ideologischen Tyranis‘?“ – im Kommentar der Lutherischen Monatshefte 2/1962 mit abwertenden Klassifizierungen geradezu um sich: Eine „etwas pubertär bewegte und unausgegorene Theologie“, ein „unverdautes mixtum compositum“ aus Niemöller, Barth und Hromádka, eine „fast snobistische Abwertung der sogenannten ‚freien Welt““. Und es fehlt auch nicht der deutliche Hinweis an die Kirchenleitungen, dass die politischen Gefahren, die die „Barth-Schüler“ heraufbeschwören, „auch eine personalpolitische Frage“ seien.

Der Kalte Krieg ist im Binnenraum westdeutscher Theologie und Kirche angekommen – mit einer erheblichen persönlichen Brisanz für die Betroffenen.

Auf einen solchen Gegenwind ist Martin Stöhr durch sein Studium in Bonn und durch seinen Lehrer Hans Joachim Iwand vorbereitet. Er hat den Sturm der Entrüstung nach Iwands erster Moskautreise 1955 aus relativer Nähe mitbekommen, hat bei ihm theologisch und politisch gelernt, was Versöhnung über die Ost-West-Grenze hinweg nach den Verbrechen der Nazi-Zeit heißt. Seit einem Jahr arbeitet er in der Jugendkommission der 1958 von Hromádka, Iwand und Hromádkas Prager Kollegen Pospíšil gegründeten Christlichen Friedenskonferenz (CFK) mit.

So reiht er sich ein als junger Nachwuchsmann in die Reihe jener Theologen der Bekennenden Kirche, die nach 1945 erste Kontakte zu Polens Protestanten, zur Russisch-Orthodoxen Kirche in der Sowjetunion und zur Kirche der Böhmisches Brüder knüpften. Sie alle wehrten sich gegen die religiöse Überhöhung des Ost-West-Gegensatzes zu einem religiösen Dualismus „christliches Abend-

Als mindestens gleichgewichtig mit dem inhaltlichen Austausch der Argumente liegt ihm die direkte Begegnung am Herzen, in der gelernt wird, von der anderen Seite her zu denken.

land gegen atheistischen Bolschewismus“ und versuchten, Löcher in den Eisernen Vorhang zu bohren und das biblische Hauptwort des Friedens in die Welt des Kalten Krieges zu bringen.

Sein eigener Weg ist die Förderung direkter Begegnungen an der Basis. In seiner Studentenfarramszeit reist er mit Studierenden zum akademischen Austausch nach Prag. In Ungarn trifft er sich mit Georg Lukacz in der Frage, was Marxisten über einen glaubwürdigen Umgang mit Scheitern angesichts der aktuellen Entwicklungen im realen Sozialismus von Christen lernen können. Quer zur bundesdeutschen Westorientierung liegt sein Schritt, in der Evangelischen Akademie Arnoldshain ab 1961 kontinuierliche Begegnungen mit Reformsozialisten der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften zu organisieren. Alles nicht abgehoben, sondern eingebettet in seinen studentengemeindlichen Alltag. Das gewaltsame Ende des Prager Frühlings beendet auch seine Möglichkeit, weiter in der moskautreuen Fortführung der CFK mitzuarbeiten, nicht aber sein West-Ost-Engagement. Seine Handlungsmaxime im christlich-marxistischen Dialog legt er 1967 in den ESG-Thesen zur politischen Verantwortung der christlichen Gemeinde nieder: „Christlicher Glaube liefert keinen Gesamtentwurf vom Menschen, der Gesellschaftsordnung oder vom Geschichtsablauf. Das schließt eine kritische Haltung gegenüber allen Religionen, Weltanschauungen und Ideologien ein und macht frei zur Zusammenarbeit mit den über ‚christliche Unchristlichkeit‘ enttäuschten, säkularisierten Vertretern biblischer Grundgedanken der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit oder der sozialen Gerechtigkeit.“ Als mindestens gleichgewichtig mit dem inhaltlichen Austausch der Argumente liegt ihm die direkte Begegnung am Herzen, in der gelernt wird, von der anderen Seite her zu denken.

Da Martin Stöhr weit entfernt davon ist, den realen Sozialismus ideologisch zu überhöhen, bringt die Wende 1989 keinen großen Einschnitt in die Ausrichtung seines Denkens, auch wenn er mit dem Ende der DDR und der Sowjetunion nicht gerechnet hat. Ein Graffito an einem Dresdner Gemeindehaus gibt ihm eine Formulierungshilfe für die Neusortierung der Welt: „Der Kommunismus ist untergegangen, Gott sei Dank, aber der Kapitalismus hat nicht gesiegt, er ist übrig geblieben.“ Für ihn bedeutet das, dass die alten Fragen des konziliaren Prozesses nach Recht und Gerechtig-

keit, nach Versöhnung und Freiheit, nach Überlebensfähigkeit des Globus nur mit neuen Zuspitzungen gestellt sind. Er bleibt bei seiner bewährten Praxis, dort, wo andere Feindbilder aufbauen, aus den Stimmen der angeblichen Feinde die Mahnung an ein versagendes Christentum herauszuhören und den Dialog zu suchen. Die Liste derer, auf die zu hören ist, hat sich nach 1989 nicht grundsätzlich verändert, sondern ist nur auf die Höhe der Zeit gebracht: „Jede Kritik am Atheismus, am Sozialismus, am Materialismus, am Islam oder am Privatismus unserer Tage hat selbstkritisch zu fragen, welches christliche Defizit andere in unserem Glauben und Handeln anmahnen.“

Gottes Wahrheit ruht auf zweier Zeugen Mund

So bedeutsam Martin Stöhrs Dialog-Praxis über die europäische West-Ost-Grenze hinweg in seiner Lebensgeschichte ist, so gehört der biografische Vorrang doch einer anderen Dialog-Praxis, dem christlich-jüdischen Dialog. Zeitlich liegen die Wurzeln beider Dialogpraxen ebenso eng beieinander wie theologisch. Als beim Berliner Kirchentag 1961 erstmals eine Arbeitsgruppe „Juden und Christen“ ihre Arbeit aufnimmt, deren christliche Teilnehmer eine wegweisende Erklärung abgeben, ist Martin Stöhr, der Studentenfarrer aus Darmstadt, dabei. Die Erklärung, die auch einen Verweis auf den parallel stattfindenden Eichmann-Prozess in Jerusalem und damit eine Erinnerung an deutsche Schuld enthält, beginnt mit dem Satz „Juden und Christen sind unlösbar verbunden“ und endet mit dem theologischen Widerspruch zur Verwerfungstheese Israels: „Eine neue Begegnung mit dem von Gott erwählten Volk wird die Einsicht bestätigen oder neu erwecken, dass Juden und Christen gemeinsam aus der Treue Gottes leben, dass sie ihn preisen und ihm im Lichte der biblischen Hoffnung überall unter den Menschen dienen.“

Das Kirchentagsprotokoll der Arbeitsgruppe weist einen großen Debattenbeitrag Martin Stöhrs auf. In Iwandscher Tradition arbeitet er sich darin an Luthers Judenfeindschaft ab. Gegen die im Raum stehende Anfrage, durch eine zu große Annäherung an das Judentum werde das christliche Zeugnis, die Dogmatik und Theologie aufgegeben, kontert er mit Luther: „Ehe uns diese bange Frage zu sehr beschäftigt, sollten wir Christen etwas tun, was Luther uns in seiner guten Schrift ‚Daß Jesus

Christus ein geborener Jude sei' (1523) riet. Es ist ein guter Rat: 1. Laßt uns gemeinsam die Heilige Schrift lesen und uns dazu zusammensetzen. 2. Laßt uns ‚christlicher Liebe Gesetz‘ an den Juden üben.“ Zwei Kirchentage später, ab 1965 gehört Martin Stöhr zum Leitungskreis der „Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag“. Weil er das Vertrauen von beiden Seiten besitzt, wird er spätestens von diesem Zeitpunkt an zu einer der gefragtesten Stimmen, wenn es um das Verhältnis von Christen und Juden, von Kirche und Israel geht. Die Übernahme wichtiger internationaler Ämter bleibt nicht aus.

Umso überraschender ist, wie akzentuiert und eingeschränkt Martin Stöhr Mitte der 90er Jahre, dreißig Jahre nach den Anfängen, den Dialog kennzeichnet: „Der jüdisch-christliche Dialog findet nicht zuerst als Dialog statt, sondern als christlicher Selbstklärungs- und Selbstreinigungsprozess in Gegenwart von Jüdinnen und Juden und im Lernen der jüdischen Literatur und der dort dargelegten Selbstverständnisse des Judentums.“ Martin Stöhr reagiert mit dieser Auskunft auf die vielfachen Asymmetrien in der jüdisch-christlichen Beziehung und auf die christliche Schuldgeschichte, die von der Konstantinischen Wende bis hin zu Auschwitz zwischen Christen und Juden steht. Biblisch-theologisch gilt die Symmetrie, die er im Satz von der zweier Zeugen Mund, auf dem Gottes Wahrheit beruht, formulieren kann, doch der heutige Dialog kann nicht mehr zurückkehren in urchristliche Zeiten, als man in Kontroversen über die Messianität Jesu streitbar zusammenlebte. So sieht Martin Stöhr die Aufgabe des Dialogs vorrangig in der christlichen Arbeit an der Erneuerung der Beziehung zwischen Juden und Christen, in der eine Minderheit unter den Christen versucht, mit und für eine(r) Mehrheit Neues zu lernen und Altes zu verlernen.

Das neu zu Lernende zielt dabei ins Zentrum der evangelischen Theologie mit ihrer Entgegensetzung von Gesetz und Evangelium. Martin Stöhr liest sie in der Tradition der böhmischen Reformation als Wunsch einer Entbindung vom Ruf der Nachfolge und setzt dagegen: „Es ist schlicht zur Kenntnis zu nehmen, daß das Neue Testament voller Gesetz, Nomos, Thora, Lex auch in dem Sinne ist, daß diese Worte Gottes ‚heilig, gerecht und gut‘ (Paulus in Rom. 7,12) sind, so wie das Alte Testament, der Tenach, die Hebräische Bibel, das Erste

Testament voller Evangelium ist – angefangen bei der Wohltat der Schöpfung über den Exodus, die Befreiung aus der Deportation in Babylon, die Gebetserhörungen in den Psalmen bis hin zu der Hoffnung stiftenden Realität des kommenden Reiches Gottes. Ich spitze zu: Der jüdisch-christliche Dialog steht im praktischen Dienst des Lebens, Überlebens und Zusammenlebens der Völker mit Israel.“

Auf einen möglichen Vorwurf, er löse damit den christlichen Glauben in Ethik auf, antwortet er offensiv und sympathisch: „Ja – ich löse ihn auf, verflüssige ihn, mache ihn liquide, versuche ihn in Umlauf zu bringen, damit er nicht wie ein gefrorener Wasserfall in Dogmen, Lehrsätzen, Institutionen und Gewohnheiten erstarrt bleibt.“ Der Satz kennzeichnet wie kein zweiter Martin Stöhr, den jeglichen Dogmen abholden Zeitgenossen, der seine und der anderen Ohren öffnet für den Ruf der Nachfolge. Es gibt keinen seiner Vorträge, der nicht von Thesen begleitet wird, wenn er nicht sogar ganz in Thesenform verläuft. Er führt keine Lehrgebäude vor, sondern fordert zur eigenen Stellungnahme und zum Handeln heraus. „Gottes Sein ist in der Tat“ – der Satz Karl Barths ist auch sein Satz.

Angst, sich zwischen Stühle zu setzen, hat Martin Stöhr nicht. Anders als andere, die wie er, wach gegen alle alten und neuen Anflüge des Antisemitismus, Israels Wohlergehen theologisch wie politisch oben auf ihrer persönlichen Tagesordnung haben, schottet er sich nicht gegen Israelkritik und Rufe von palästinensischer Seite ab und scheut sich nicht, christliche Israelfreunde zu kritisieren, die jüdische Kritikerinnen und Kritiker der Regierungspolitik Israels auf eine Schwarze Liste nicht mehr einzuladener Referenten setzen. Er selbst will die unvoreingenommene Diskussion anstehender Fragen. Seine Lösung ist wie im West-Ost-Konflikt nicht das Schubladendenken und der ideologische Streit, sondern die direkte Begegnung der streitenden Parteien. So bekennt er jüngst im Israel-Heft der Jungen Kirche 2/2011: „Wenn mich die Verzweiflung über die fehlende Verhandlungsbereitschaft der derzeitigen Regierung Israels sowie die blockierende Spaltung und Haltung der politischen Eliten in der palästinensischen wie in der arabischen Gesellschaft überkommt, dann will ich eine Zeitlang gar nichts mehr vom ‚Nahostkonflikt‘ hören. Das halte ich allerdings nicht lange durch. Dann beginne ich mit Freunden und Geg-

Der jüdisch-christliche Dialog findet nicht zuerst als Dialog statt, sondern als christlicher Selbstklärungs- und Selbstreinigungsprozess in Gegenwart von Jüdinnen und Juden.



Eine Kirchenreform beginnt nicht mit dem Klagen über leere Kirchen und sinkende Mitgliederzahlen. Sie hält auch nicht Ausschau nach den großen Männern der Kirchengeschichte.

nern der einen und der anderen Seite persönlich oder schriftlich Kontakt aufzunehmen und erfreue mich an den Minderheiten in Israel und in Palästina, die sich weder an einer Feindbildproduktion und -verbreitung beteiligen noch kapitulieren. Sie helfen, dass der Hoffnungsfunke auf einen gerechten Frieden dort und bei mir nicht erlischt.“ Auch dieses ist ein typischer Gedankengang für Martin Stöhr: Den Minderheiten ist volle Aufmerksamkeit zu schenken, weil sie es sind, die die „Schutzkammern unserer Gewohnheiten und Ängste“ produktiv zu durchdringen und auf Hoffnung hin zu öffnen vermögen.

„Die Schwestern und Brüder der ökumenischen Christenheit sind unsere Reformatoren!“

In keinem Satz kommt das Ineinander von Kirchenreform und Ökumene bei Martin Stöhr besser zum Ausdruck. Deshalb ist er als Ökumeniker zugleich Kirchenreformer und als Kirchenreformer immer auch Ökumeniker. Zugespitzt kann er bei einer ersten Begegnung zwischen Kirchenleitun-

gen und Initiativgruppen während des „Konziliarischen Prozesses“ der achtziger Jahre sagen: „Die Ökumene ist die erste Kolonne zur Kirchenreform“. Bringt sie doch „den ganzen bewohnten Erdkreis und nicht nur die Kirchenprovinz Westdeutschland ins Spiel“. Entprovinzialisierung des deutschen Protestantismus ist deshalb der erste Schritt zur Erneuerung der hiesigen Christenheit! Für ihn bedeutet dies auch: Eine Kirchenreform, die diesen Namen verdient, bringt zuallererst die verkümmerten, verdrängten, ja vergessenen Inhalte und Themen der Christusbotschaft ins Spiel. Sie beginnt nicht mit dem Klagen über leere Kirchen und sinkende Mitgliederzahlen. Sie hält auch nicht Ausschau nach den großen Männern der Kirchengeschichte, einem neuen Luther oder Johannes XXIII. Kirchenreform setzt auf die kleinen, namenlosen Leute, sie sind zu hören, wenn es um Erneuerung geht. Sie, die nicht zuletzt wegen der „Schläfrigkeit der Kirche“ und ihrer Mitglieder zu Opfern von Ungerechtigkeit, Krieg und Naturzerstörung geworden sind.

Neues wächst an der Peripherie

Wann immer Martin Stöhr zur Zukunft der Kirche gefragt wird, geht er stets davon aus, dass Neuansätze in der Christenheit nicht aus den Zentren kommen, den theologischen Wissenschaften oder den Kirchenleitungen. Sowohl im jüdisch-christlichen Dialog als auch im christlich-marxistischen Dialog hat er erfahren: „Neues wächst an der Peripherie!“ Auch in der Ökumenischen Bewegung ist diese Wahrheit erlebbar. Unter anderem begegnet er im Leiterkreis der Europäischen Akademien Kollegen und Kolleginnen aus Kirchen, die frei sind von Bündnissen und Abhängigkeiten, in denen der eigene Auftrag immer wieder verraten wird. Er denkt hier an die Waldenser in Italien, die Reformierten in Frankreich oder auch die ehemaligen Staatskirchen in den Niederlanden, die im Zuge der Säkularisierung zwar kleiner, aber geistlich reicher geworden sind. Auch in den erzwungenen „Entprivilegierungen“ von Kirchen in Osteuropa – vor allem in der Tschechoslowakei und in der DDR – zeigen sich ihm neue Gestalten der Kirche, die helfen, aus der „babylonischen Gefangenschaft“ – eine in Martin Stöhrs Texten immer wieder auftauchende Metapher – auszuziehen.

Aber was bedeutet dies für die großen verfassten Kirchen? In einem Beitrag zu einem Studien-

projekt der Heidelberger Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft reflektiert Martin Stöhr seine Erfahrungen mit Aufbrüchen in den Großkirchen. Für ihn haben nach dem Zweiten Weltkrieg die stumm gemachten oder überhörten Stimmen der Opfer und Fremden nicht in den verfassten Kirchen, wohl aber in den „gläubigen Minderheiten“ ein besonderes Gehör gefunden. Aus den Erfahrungen von Nationalsozialismus und Krieg und aus der internationalen Bewegung der Ökumene entstanden Gruppen, die einen „doppelten Ausbruchversuch“ aus überlieferter Kirchlichkeit anstrebten. Sie suchten den „sachlichen Provinzialismus“ zu überwinden, in dem große Teile der deutschen Christenheit ganze Lebensbereiche wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Bildung oder Kultur den vorgeblichen Sachzwängen und Eigengesetzlichkeiten überlassen hatten. Sie suchten – in einem zweiten Ausbruchversuch – vor allem unter Aufnahme von Impulsen aus dem 1948 gegründeten Ökumenischen Rat der Kirchen konfessionelle, nationale und kulturelle Grenzen des deutschen Protestantismus zu überwinden. Im Anschluss an Ernst Lange versteht er die Ökumenische Bewegung des 20. Jahrhunderts deshalb als den Versuch, „aus den alten, lähmenden Symbiosen auszubrechen und sich mit der Weltentwicklung zu synchronisieren“.

Die Ende der siebziger Jahre von Wolfgang Huber formulierte Theorie von den „vier Sozialgestalten von Kirche“ – Ortsgemeinde, Initiativgruppe, Regionalkirche und Föderation – dient Martin Stöhr dazu, den Gruppen ekklesiologische Qualität zuzusprechen. Praktische Gestalt hatte – unter seiner tätigen Mitwirkung – dieses neue viergliedrige Kirchenbild während der Mainzer Ökumenischen Tage im September 1982 gewonnen. Das „Plädoyer für eine ökumenische Zukunft“ hatte diese Zusammenkunft organisiert, um Erwartungen und Empfehlungen an die VI. Vollversammlung des ÖRK in Vancouver zu formulieren.

Martin Stöhr propagiert nicht das alternative „Entweder-Oder“ von verfassten Kirchen und ökumenischen Gruppen, vielmehr fordert er deren konziliares Miteinander. Und er weist immer wieder darauf hin, dass kirchenleitende Personen wie Martin Niemöller, Kurt Scharf, Eberhard Bethge oder Karl Herbert sich in konkreten Herausforderungen stets auch in Aktionsgruppen wiederfanden. Sein Augenmerk richtet sich vor allem auf die Veränderung der Strukturen. Geht es ihm doch

darum, jenen „ekklesiologischen Leichtsin“ zu überwinden, in dem der deutsche Protestantismus immer wieder glaubte, die biblischen Vorgaben für die Gestaltung kirchlicher Strukturen vernachlässigen zu können. Weil für ihn auch „Strukturen verkündigen“, insistiert er darauf, dass die egalitären und pluralen Konzeptionen der neutestamentlichen Kirchenverständnisse (!), die sich in den Bildern vom Leib Christi, vom Bau oder dem Volk Gottes aussprechen, Leitlinien für eine Kirche sein müssen. Eine Kirche, die sich als geschwisterliche Dienstgemeinschaft versteht und in der es im Gegensatz zu den Herrschaften dieser Welt keine Hierarchien und keine Gewaltausübung gibt. Wie könnte eine Vorbereitung des anstehenden 500-jährigen Reformationsjubiläums aussehen, die von solchen Überlegungen zur Reformation der Kirche bestimmt wäre?

„Konturen einer europäischen Schalom-Kirche“

Unter diesem Titel widmete Martin Stöhr dem von ihm geschätzten und verehrten Berliner Bischof Kurt Scharf zu dessen 80. Geburtstag 1982 ein „Traum-Protokoll“ über eine Akademietagung zu Pfingsten im Jahre 2000. Es ist reizvoll – 30 Jahre danach – zu seinem 80. Geburtstag an diesen Entwurf des damals 50-jährigen zu erinnern. Enthält er doch Elemente jener „anderen Kirche“, der er sich zeitlebens verpflichtet sah! Zudem erscheint es – aus heutiger Perspektive – geradezu prophetisch, dass er christliche Relevanz und Präsenz weniger im nationalen als im europäischen Kontext verortet.

So prognostiziert er angesichts der zunehmenden Funktionslosigkeit konfessioneller Kirchenstrukturen eine wachsende Bedeutung nationaler Kirchen- und Christenräte, in denen der lohnende Versuch unternommen wird, einen konziliaren Umgang zwischen kleinen und großen Kirchen einzuüben. Dieser „Wechsel auf der europäischen Kirchenszene“ ist für ihn zugleich der Abschied von zentralisierten nationalen Einheitskirchen und spiegelt das Ende der „bewusstlosen Macht- und Mehrheitssituation von Christen in Europa“ wider. Da sich die neu entstehenden dezentralisierten Lebensformen nicht länger konfessionell voneinander abgrenzen müssen, wächst in grenzüberschreitenden Visitationen eine neue Lebendigkeit heran. Die Annahme der eigenen Minder-

Voraussetzungen für die sich neu formierende Christenheit in Westeuropa sind: Ihre Mitglieder fangen wieder an, in der Bibel und zugleich in der sie umgebenden Wirklichkeit zu lesen.

heitensituation bringt also nicht das Ende des Glaubens. Es wachsen vielmehr nach dem Vorbild der klassischen Friedenskirchen so genannte „Schalom-Gemeinden“ heran, die „leibhaftige Präsenz“ und „Liebe in Strukturen“ zu leben suchen. Leitend ist dabei die ökumenische Erfahrung geworden: „Im Leben mit dem anderen durch den anderen sich bereichern zu lassen, statt sich durch ihn bedroht zu fühlen.“

Voraussetzungen für die sich neu formierende Christenheit in Westeuropa sind: Ihre Mitglieder fangen wieder an, in der Bibel und zugleich in der sie umgebenden Wirklichkeit zu lesen. Ihre Gottesdienste sind orientiert an der Gebetspraxis der Friedenskirchen – gebetet wird konkret, bisweilen schweigend! Die Erwachsenentaufe gewinnt wieder an Gewicht und das Abendmahl wird neu entdeckt als Ermutigung zur Gemeinschaft und Gerechtigkeit unter den Menschen. Die Sakramente schaffen damit „schuldüberwindende und befreiende Gemeinschaften“. Ein Großteil von Theologen und Theologinnen arbeitet in einem weltlichen Beruf und wirkt nebenamtlich an der Zurüstung der Gemeinden für den Dienst in der Welt. Gravierende Veränderungen bringen diese Entwicklungen auch für die Theologischen Fakultäten. Sie nehmen endlich die Herausforderung der anderen Fakultäten an, sich interdisziplinär zu orientieren und in das Gespräch der Fakultäten einzubringen.

Für Martin Stöhr wird in seiner „Vision“ neu gelebt, „dass die biblische Wahrheit, um die es im Christentum geht, nicht eine Wahrheit nur des Lehrens und des Reflektierens ist, sondern eine Wahrheit, die getan wird“. Hier kommt zum Tragen, was er im jüdisch-christlichen Dialog gelernt hat: Die Gemeinden ähneln eher Judenschulen, wo man miteinander spricht und zusammensitzt, um zu fragen, was denn Gottes Wille heute sei. Für ihn suchen diese westeuropäischen Gemeinden auch die Zusammenarbeit mit Kirchen und Gruppen Osteuropas und lassen sich auf deren heftig diskutierte Frage ein, ob ein „Sozialismus mit menschlichem Gesicht nicht ein gerechteres Zusammenleben der Menschen sichert“.

Phantasie und Wirklichkeit

In Martin Stöhrs „Traum-Protokoll“ stehen treffsichere Prognosen klaren Fehleinschätzungen gegenüber. Als christlicher Zeitgenosse lebt er be-

wusst mit solchen Risiken. Als biblischer Theologe weiß er, Propheten können und müssen nicht immer Recht haben. Wie viele seiner Weggefährten sah er die innere Erosion der real existierenden Spielarten des europäischen Sozialismus nicht voraus. Auch die allgemeine Rekonfessionalisierung der Ökumene und der zunehmende Beutungsverlust der „Genfer Zentrale“ wurden von ihm so nicht wahrgenommen.

Damit sind seine „Konturen einer europäischen Christenheit“ jedoch nicht zu Makulatur geworden. Denn seiner Grundüberzeugung, dass wir als „Volkskirche im Übergang“ leben, ist nicht zu widersprechen. Dass die Christenheit ihre Mehrheitsposition längst verloren hat, sollte endlich begriffen werden. Was Martin Stöhr vor 30 Jahren einem 80-Jährigen phantasiert hat, stellt heute – da er selbst 80 wird – eine Frage, der nicht auszuweichen ist: Wie können die europäischen Kirchen inmitten der Krise Europas zum Faktor eines solidarischen Zusammenlebens auf dem bewohnten Erdkreis – der Ökumene! – werden? Sein Traum steht heute ganz oben auf der zivilgesellschaftlichen Tagesordnung: Dass die Kirchen Europas zu Schalom-Kirchen werden – in der Konsequenz der Historischen Friedenskirchen!

Es wird nicht der letzte Traum sein, von Thesen in seiner Wirklichkeitswerdung begleitet, den und die wir von Martin Stöhr – in der Jungen Kirche und anderswo – werden lesen können. Wir freuen uns darauf und wünschen ihm weitere fruchtbare Jahre.

Hans-Gerhard Klatt

Pastor und Sozialpädagoge,
Leiter des evangelischen Bildungswerks in Bremen

Karl Heinz Dejung

Pfarrer i. R., Lehrbeauftragter für Religions- und Missionswissenschaft an der Universität Mainz

Hinweise zum Nachlesen

Martin Stöhr, Dreireden. Essays, Vorträge, Thesen, Meditation. Hrsg. von Klaus Müller und Alfred Wittstock, Wuppertal 1997.

„Wer diese meine Rede hört und tut sie ...“. Zur Verantwortung von Theologie. Martin Stöhr zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Folker Albrecht und Astrid Greve, Wuppertal 1997.

G. Rau/H.-R. Reuter/K. Schlaich (Hrsg.), Das Recht der Kirche Band III, Zur Praxis des Kirchenrechts (Forschungen und Berichte der FEST, Band 51), Gütersloh 1994

Gert Rüppell (Hrsg.), Erinnern für eine ökumenische Zukunft. 30 Jahre Plädoyer 1979–2009, Frankfurt a. M. 2009.